

Nr. 222. Bromberg, den 29. September 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(1. Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Hinter dem Tisch, auf dem Dokumente und Pergamentrollen sich türmten, begann Robert Turold die Märe von seinem Lebenswerk. Eine Stunde ging hin, er aber sprach beharrlich weiter. Seine Zuhörer mühten sich, keine Ungeduld zu zeigen.

Es war eine Geschichte, die wohl verdiente, angehört zu werden. Die Erzählung von unbeirrbarer Halsstarrigkeit, die sich nicht von verstreichender Zeit, nicht von Mißlingen äffen ließ. Es gab Menschen, die müheloser zu Adelstiteln gekommen sein mochten. Das wurde klar, als Robert Turold nun von seiner langen, geduldigen Forschungsarbeit berichtete. Von Spuren, die nirgends deutlich zu erkennen waren. Von Fäden, die ihm in der Hand zerrissen. Von fruchtlosem Graben in den Ruhestätten versunkener Generationen. Solche Enttäuschungen konnten wohl vermocht haben, die Forschungszeit zu verlängern, nimmer aber seinen starken Glauben zu erschüttern.

„Ich habe bei Sr. Majestät dem König angesucht, die Suspendierung aufzuheben und mich für adelsberechtigt zu erklären", schloß er. „Ich zweifle nicht daran, daß meinem Gesuch stattgegeben werden wird. Selbst bei äußerster Verzögerung der gesetzlichen Formalitäten bin ich in wenigen Wochen Lord Turold."

Roberts ganzes Wesen schien verwandelt, da er dies verkündete. Sein eben noch glanzloses Auge glühte und in seine ruhigen Züge kam ein schier ekstatischer Ausdruck. Dies war sein großer Augenblick, auf den er zwanzig Jahre seines Lebens gewartet hatte, und der ihn nun entschädigen sollte für alle Mühe, für alles vergebliche Hoffen und für fruchtlos geleistete Arbeit.

„Turrald of Great Missenden werde ich heißen", sagte er, und wieder verriet sein Blick, was diese Worte ihm bedeuteten.

„Bob! So setztest du es wirklich durch!" Frau Pendleton eilte rasch durch das Zimmer, auf ihren Bruder zu, der hinter seinem Wall von Dokumenten saß und auf die Zuhörer blickte.

„Lord Turrald! Klingt nicht übel!" murmelte ihr Mann, der trotz seines demokratischen Sinnes voll kriechender Bewunderung für Adelstitel war.

„Schade, daß du nicht auch die Ländereien der Turralds beanspruchen kannst", wandte Austin ein. „Es müssen reiche Güter gewesen sein."

„Das kommt gar nicht in Frage", gab Robert entschieden zurück. „Sie wurden vor Jahrhunderten veräußert. Doch Sache meiner Lebensaufgabe war es auch, für standesgemäße Führung des Adelstitels zu sorgen, falls ich ihn erringen sollte. Ich bin in der Lage, meinen Erben ein jährliches Einkommen von etwa achttausend Pfund zu hinterlassen." Dies war für Frau Pendleton die erste Andeutung für die Größe des Vermögens, das ihr Bruder in der Welt erworben hatte. „Jährlich achttausend!" rief sie aus, „o Robert, das ist Reichtum!"

„Mit achttausend im Jahr kann man bequem leben," bemerkte ihr Mann, „recht bequem sogar."

„Es ist nicht viel, um nach Abzug der Steuern standesgemäß aufzutreten", meinte Austin. „Robert mit seiner eisernen Natur wird mich Schwächling vermutlich überleben. Tut er es aber nicht, so weiß ich, daß ich mit diesem Gelde den Adelstitel nur mühsam werde aufrechterhalten können."

„Ein Wort!" sagte Dr. Ravenshaw und warf einen raschen Blick auf Robert Turold, „es ist die erbliche Baronie, die Sie beanspruchen. Ist da nicht Ihre Tochter nachfolgeberechtigt und nicht Ihr Bruder?"

„Nein," gab Robert Turold zurück, „nach mir wird mein Bruder den Titel tragen, und ihm wiederum wird sein Sohn nachfolgen."

Der kleine Herr Pendleton sah seinen Schwager fragend an.

„Die gleiche Frage lag auf meinen Lippen," sagte er zögernd. „Ich verstehe nur wenig von solchen Dingen, doch in Anbetracht dessen, daß unsere Familie vermutlich in die Reihen des Uradels eintreten wird, erachte ich es als meine Pflicht, mich innerhalb gewisser Grenzen mit der Geschichte des Namens Turrald und mit dem Adelsgesetz vertraut zu machen. Es scheint sehr verwickelt zu sein, — das Adelsgesetz, meine ich, — was erbliche Baronie anbelangt, doch ich empfing durchaus den Eindruck, daß eine einzige Tochter erbberechtigt ist."

„Meine Tochter kann die Erbfolge der Turralds nicht antreten", sagte Robert Turold. Es schien, als würden sich ihm diese Worte nur widerstrebend entringen.

„Es steht mir nicht zu, dich auf deine Kenntnisse — deine großen Kenntnisse — der englischen Adelsgesetze zu verweisen, Robert", fuhr Pendleton in schüchterner Beharrlichkeit fort. „Doch ich las unterwegs ein Buch, darin geschrieben stand, daß seit dem Fall Clifton bei verbrieftem Adel das Erbrecht einer einzigen Tochter außer Frage stehe. Ich bin mir über den Fall Clifton nicht ganz klar, doch bezweifle ich nicht, daß seine Einzelheiten dir bekannt sind. Da du keinen männlichen Nachkommen hast, steht deine Tochter an erster Stelle vor deinem Bruder und vor dessen Sohn. Deinen Worten nach muß ich glauben, daß ich im Irrtum bin, doch vielleicht bist du so freundlich, es mir zu erklären."

„Du kennst die Regeln des Gesetzes gut," sagte Robert Turold, „doch meine Tochter wird den Adelstitel nicht tragen."

„Warum nicht?"

Wie eine Wolke legte es sich über Robert Turolds Züge. Und nur mit äußerster Anstrengung behauptete er seine Selbstbeherrschung.

„Meine Ehe war ungültig", sagte er endlich. „Auch die Geburt meiner Tochter."

„Wollen Sie damit sagen, daß sie illegitim ist?" fragte

Dr. Ravenshaw. Robert Turold neigte das Haupt. „Ja", sagte er.

Mit bestürztem Aufschrei fuhr Frau Pendleton vom Sofa empor.

„Darum also war kein Namensschild auf dem Sarge", rief sie aus. O Robert, wie entsetzlich, welche Schande!"

„Erspare mir deine Beteuerungen, bis du die Wahrheit weißt", erwiderte Robert kalt. „Sie", er wies mit der Hand in der Richtung des Friedhofs, „war verheiratet, ehe wir einander kennenlernten. Sie verschwieg es mir. Es war offenbar ein geheimes Kapitel ihres Lebens gewesen. Während unserer langen Gemeinschaft erwähnte sie es nie. Erst auf dem Sterbebette beichtete sie die Wahrheit. Um ihr Andenken nicht zu beflecken, laßt mich euch sagen, daß sie meinte, ihr Gatte sei tot."

Robert Turold sagte das alles mit unbewegtem Gesicht, in äußerster Ruhe.

„Du denkst doch nicht daran, diesen Skandal zu veröffentlichen, Robert?" fragte Frau Pendleton ängstlich.

„Ich bin gezwungen, es zu tun", war die düstere Antwort.

„Ist es nötig?" wandte sie ein. „Kann das Ganze nicht totgeschwiegen werden? Wenn nicht um Alices willen, so wenigstens für Sisily? Du mußt vor allem an sie denken. Sie ist deine Tochter, — dein einziges Kind!"

„Ich bin einer Meinung mit Tante", sagte Charles Turold. Er trat vom Fenster her an den Tisch. „Sisily muß dein erster Gedanke sein." Fest blickte er Robert Turold an.

„Das hat mit dir nichts zu schaffen, Charles", fiel sein Vater hastig ein.

„Ich denke schon," entgegnete der Sohn. „Du sagtest mir nichts darüber."

„Ich selbst ahnte nichts davon", gab der Vater zurück.

„Nun ich es weiß, will ich nichts mehr damit zu tun haben", fuhr der junge Mann fort. „Ich will euch nicht helfen, Sisily unrecht zu tun."

„Ich hätte dich nicht für so moralisch gehalten", sagte Austin mit finsterem Blick.

Sein Sohn erglühte, als hätte er einen versteckten Hieb empfangen. Es schien, als wolle er noch etwas sagen, doch er bezwang sich und nahm seinen Platz am Fenster wieder ein.

„Gibt es keine Möglichkeit, die Sache geheimzuhalten, Robert?" flehte die Schwester.

„Ich sehe keine", war die Antwort. „Es ist eine sehr peinliche Enthüllung, aber ich halte sie für unvermeidlich. Du nicht auch, Austin?"

„Frage nicht nach meiner Meinung," gab sein Bruder kalt zurück, „die Entscheidung liegt bei dir."

Robert Turold zögerte unentschlossen. „Was meinen Sie, Ravenshaw?" fragte er mit einem Blick nach dem schweigenden Arzt. „Ich bat Sie, heute nachmittag hier anwesend zu sein, denn Ihr Rat ist mir wertvoll. Ich bin Ihnen sehr verpflichtet, darum bitte ich Sie, frei zu sprechen."

„Da Sie meinen Rat erbaten," sprach Dr. Ravenshaw ernst, „erkläre ich, daß ich vollständig mit Frau Pendleton übereinstimme. Ihre erste Pflicht gehört Sisily. Bringen Sie ihre illegitime Geburt zur Kenntnis der Öffentlichkeit, so mag es geschehen, daß Sie das in Zukunft schwer bereuen."

Frau Pendleton blickte voll Dankbarkeit nach dem Sprecher. Austin Turold aber maß ihn mit kalter Gehässigkeit.

Robert Turold brütete minutenlang still vor sich hin. Wohl hatte er Rat erbeten, sein Entschluß aber stand fest.

„Es muß veröffentlicht werden", sagte er unerbittlich. „Die Ehre eines Adelsgeschlechtes liegt in meiner Hand, und ich muß meine Pflicht tun. Ich werde Sisily entsprechend versorgen, Constance, du wirst dich doch dieser Enthüllung wegen nicht weigern, sie in deine Hut zu nehmen?"

„Du solltest mich besser kennen, Robert. Das arme Kind wird jemand brauchen, der sich seiner annimmt. Doch wer soll ihr die Wahrheit sagen? Denn ich vermute, daß sie ihr gesagt werden muß?"

„Ich möchte, daß du es tust", sagte Robert Turold, „sage es ihr, wann du es für gut hältst. Es eilt nicht unmittelbar, aber sie darf bezüglich der Zukunft keine falschen Hoffnungen hegen. Es wäre besser, sie wüßte es, ehe die Prüfungskommission zusammentritt."

„Wirklich, Robert —" sagte Frau Pendleton. Und hielt jäh, wie erschrocken, inne. Flüchtig war ihr gewesen, als seien durch eine Ritze in der Wand zwei Augen dem Blick der ihren begegnet und seien sofort wieder verschwunden. Rasch schritt sie zur Türe und riß sie auf. Aber niemand stand draußen. Der Flur war leer.

„Wir sprachen bei offenen Türen über Familiengeheimnisse", meinte sie, als sie an ihren Platz zurückkehrte. „Mir war, als hätte ich eine der Mägde beim Lauschen ertappt."

„Meine Dienerschaft horcht nicht an Türen", sagte Robert kalt. „Du träumst wohl!"

Frau Pendleton erwiderte nichts. Sie glaubte fest daran, daß jemand beobachtet und gelauscht hatte. Mit Sicherheit konnte sie es aber nicht behaupten.

Sie sah nach der Uhr.

„Wir müssen nun gehen", erklärte sie. „Josef," — dies war ihr Mann —, „sieh nach, ob der Wagen bereit ist. Ich will Sisily holen. Ist sie in ihrem Zimmer, Robert?"

„Ich glaube", sagte Robert Turold, der über seine Papiere geneigt stand. „Doch frage lieber Thalassa. Er wird es wissen."

Ärgerlich sah Frau Pendleton ihn an, doch war sie klug genug, nichts mehr zu sagen. Sie ging nach oben, ihre Nichte holen, doch Sisily war nicht in ihrem Zimmer. Da stieg sie wieder hinab und wandte sich nach der Küche. Durch die halb geöffnete Tür sah sie den ältlichen Diener und trat schnell ein.

„Können Sie mir sagen, wo Sisily ist, Thalassa?"

„Fräulein Sisily ist auf die Klippen gegangen." Thalassa schnitt emsig Talg und antwortete ohne aufzusehen. Es lag ein schier lächerlicher Gegensatz zwischen der friedlichen häuslichen Arbeit und dem grimmigen Kriegergesicht, das darüber geneigt war.

„Wann ging sie fort?" fragte Frau Pendleton, der ein plötzlicher Gedanke aufstieg.

Thalassa warf einen raschen Seitenblick nach ihr. „Es mag eine Stunde her sein", sagte er.

„Wissen Sie, wo ich sie finden kann?"

Thalassa wies durch ein offenes Fenster. „Irgendwo dort draußen", antwortete er. „Fräulein Sisily liebt die Klippen. Wollen Sie sie suchen, so ist es wohl besser, Sie gehen nicht rückwärts um das Haus herum, sonst kann es leicht sein, daß Sie abstürzen. Dies hier ist ein übler Ort, nur für Wilde geeignet — oder für Tolle."

Er drehte ihr den Rücken und neigte sich wieder über sein Schneidebrett.

Frau Pendleton wandte sich verblüfft und schritt dem Haupteingange zu. Dort sah sie Charles Turold, der trübselig am Gatter lehnte und an einer Zigarette sog. Sie rührte an seinem Arm.

„Willst du Sisily holen? Sie ging in die Klippen hinaus, sagt Thalassa." Sie wies mit der Hand nach der Richtung, in welcher sie das Mädchen vermutete.

Des Jünglings Trauer wich froher Bereitwilligkeit.

„Gewiß," sagte er, „mit tausend Freuden." Er warf seine Zigarette fort und verschwand hinter der Seitenwand des Hauses.

4. Kapitel.

Sisily war an den Fuß der Felsen hinabgestiegen. Sie saß an ihrem Lieblingsplatz, an dem ein Felsstück einen grünen Winkel in der Öde der Klippen überdachte, durch felsige Umklammerung gegen das Meer zu geschützt, durch einen Fußpfad von der Höhe der Klippen erreichbar. Um sie her türmten sich Klippen zu mächtigem Amphitheater, in dem das laute Lied der See an den Geist der Einsamkeit klang.

Vorne an der Bucht ragte ein zackiger Fels aus den schäumenden Wellen in rückwärts gekippter phantastischer Form. Wie ein riesengroßes ernstes Antlitz sah er zum Haus auf dem Gipfel der Klippen hinüber. Dem Fischervolk in jener Küstengegend war er als der Mondfels bekannt. Eben jetzt saß Sisily bewegungslos, in Gedanken

versunken, und sah, das Kinn in die Hand gestützt, über die Wasserfläche in die Ferne, wo Scilly Islands leuchtend in grauverschwommenen Nebel sank. Sie hörte nicht, wie Charles Turold auf der Suche nach ihr den Klippenweg herunterkam.

Der junge Mann stand einen Augenblick still, um ihre reizende Erscheinung bewundern zu können.

Er stieg das letzte glatte Stück des Weges nieder und stand fast neben ihr, ehe sie ihn bemerkte.

„Man sandte mich nach dir", erklärte er. „Ich wußte, daß ich dich hier finden werde."

Sie erhob sich sofort vom Felsen, auf dem sie gesessen hatte, und sie standen einen Augenblick lang schweigend. An seinem Blick erkannte sie, daß er ihr etwas zu sagen habe. Als er aber nicht sprach, begann sie den steilen Klippenpfad hinanzuklimmen. Er folgte ihr, doch das Emporklettern erforderte seine ganze Aufmerksamkeit, und sie war bald weit voraus. Er erreichte sie, als sie oben stand und sich umsah.

„Dies ist mein letzter Rundblick", sagte sie, als er zu ihr trat. Ihre Hand wies ihm die wilden Klippen, das schäumende Meer, die kreischenden Vögel, das Sumpfland hinter den Felsen.

(Fortsetzung folgt.)

Die heimatliche Werkstatt.

Skizze von Walter Anatole Persich.

Vor dem Garten stand eines jener hölzernen Gitter, die brüchig sind und dennoch Generationen überdauern. Der Backstein des alten Hauses lugte dunkelbraun zwischen geschwärztem Balkenwerk hervor . Neben der Tür wuchsen lustig zwei Fliederbüsche, deren einer blaue und deren anderer weiße Blüten trug, Jahr für Jahr, immer ein wenig mehr. Das war auch nicht anders geworden, als der Junge vor neun Jahren nach Amerika ging, um sein Glück zu machen.

War es nicht anders geworden? Vater Niecken stand allein in seinem kleinen Hause, drechselte Schirmgriffe und schöne Holzgefäße, die man in der kleinen Stadt immer noch kaufte, weil er sie machte — schon längst war das Kaufhaus moderner und billiger, als er es sein konnte, und die junge Welt kümmerte sich auch nicht mehr viel um seine Arbeit. Die Zeit hatte ihn vergessen, und die Menschen von heute dachten anders. In drei Stunden war man mit der Bimmelbahn irgendwo in einer größeren Stadt, und noch eine Stunde, dann hatte man Hamburg erwischt — dort herrschte schließlich ein anderer Ton, und ein anderer Wind wehte vom Hafen herüber, und wer ganz weit hinaus wollte, der besorgte eine Karte und ein Attest und fuhr mit einem der schwimmenden Hotels nach Amerika. —

Es war gerade wieder so weit, daß die Knospen des Flieders aufbrechen wollten. Die Sonne perlte mit schrägem Glanzstaub durch seine offene Tür in die Werkstatt. Vater Niecken tauchte den Lederlappen in Lauge und polierte eine hölzerne Schale. Ja, das ist nun die letzte Arbeit, die er hat — früher, da gab es Tischbeine und Stühle, Schrankköpfe und Löffel. Alles, was ein Mensch zu seinem Hausrat brauchte, stand in irgend einer Beziehung zum Drechsler. Jetzt kamen nur wenige Mark im Monat herein, und er wußte ganz genau, daß mehr Mitleid als der Bedarf ihn noch in Lohn und Brot setzten. Und so mochte es gütig sein von Dem da oben, daß Er vor zwei Jahren Mutter Niecken abberufen hatte für den großen Schlaf . . .

Der Alte trat auf die Fliesen vor der Tür, nahm eine Knospe in die Hand und blinzelte durch seine schiefe Brille in die Sonne. Eben wollte er sich nach dem Entengraben wenden, um das Viehzeug herein zu holen, als er neugierig über den baumbestandenen Weg nach der Straße blickte. Ein Auto hielt dort, und ein junger Mann kam schnurstracks hierher, auf das Haus zugegangen. Das Herz raste in der alten Brust — und dann rief der Alte mit seiner dünnen Stimme: „Karl — mein Junge — Du lebst? Du bist da? Mein Himmel, mein Himmel . . ."

Aus einem gebräunten Gesicht lachten ihn zwei altbekannte Augen an, groß und stark stand der Sohn vor ihm, legte den Arm um seine Schulter und ging mit ihm zurück, um sich auf die Holzbank vor dem Hause zu setzen. Er war erschüttert, die Mutter nicht mehr zu treffen. Wie sollte er davon wissen? Acht Jahre war er auf allen Wegen durch die Staaten getrieben worden, bis ihn ein neugewonnener Freund mit seinen fünfhundert ersparten Dollars in ein Börsengeschäft zog und er in vierzehn Tagen Geld wie Heu verdiente. Dann aber war er ausgesprungen, hatte sich in der dreiundneunzigsten Straße einen „Saftladen" gekauft, alkoholfrei, Eiscreme, Schokolade, Zigarren und Baldriantropfen, acht Mann Bedienung, und da war denn ein Mädel gewesen. „Siehst du, Vater, das ist meine Frau, die Mary, und das ist das Kind, ein Junge, Macdonald soll er heißen!" Gerührt betrachtete der Alte das Bild — ja, mitbringen konnte der Sohn die beiden nicht, denn er durfte das Geschäft nicht fremden Leuten überlassen. Kurz und gut, der Vater solle mit ihm kommen und die letzten Jahre bei ihnen drüben verbringen. Dann gingen sie Arm in Arm durch das kleine Haus und feierten Wiedersehen mit jedem Stuhl und jedem Becher.

Vater Nieckens Furcht begann, als die Häuser bedrohlich in den Himmel stiegen und scheinbar all die kleine Newyorker Menschheit neben sich erdrückten — im Geschäft saß Mary an der Kasse und zählte die Dollars, sie lachte über den Berg blanken Goldes hinweg: „Good day, Pa . . .", schüttelte seine Hand und klingelte nach dem Mädchen. Die fremde Sprache, die fremde Welt verstand er nicht, das einzige, was er vermochte und wobei er sich wohl fühlte, war, neben dem Kinde zu sitzen und ihm mit seiner brüchigen Stimme „Hänschen klein" vorzusingen. Ruhe, Besinnlichkeit, eine Tasse Kaffee und eine Pfeife, weiter nichts als Zufriedenheit, das gab es hier nicht. Feiertags setzte man sich ins Auto und raste hinter anderen Autos über blanke Landstraßen, hielt in einem Walde Rast, in dem zehntausend andere Yankees auch rasteten, und fuhr des Nachts wieder zurück in die gefährlich brodelnde Hudsonstadt.

Es kam ein Schreiben aus Deutschland. Der Notar erklärte, in all den Monaten habe sich kein Käufer finden lassen. Ob er es mit einer Versteigerung versuchen solle? Jetzt wußte Vater Niecken, wonach er sich in all der Freundlichkeit und dem Geldhetzen seiner Familie gesehnt hatte. Er nahm den Jungen beiseite und erklärte es ihm bang.

„Wie wir es aushalten?" sagte Karl mit seinem gesunden Lachen. „Wie alle es aushalten. Unsere Nerven würden unter der Ruhe eurer stillen Städte zerplatzen. Wir machen money, das ist unser Leben. Für das money sind wir angesehene Leute. Gut, ich besorge dir ein Ticket. Aber es ist Unsinn, Pa, wir haben uns so auf dich gefreut . . . . Warum willst du wieder fort?"

„Kennst du deine Heimat nicht mehr, Karl? Ist sie nicht schön? Das kleine Haus, der Entengraben und die zwei Fliederbüsche vor der Werkstatt?"

„Schön — ja. Aber man kann sich nicht ausbreiten. Man sitzt sein lebelang auf derselben grüngestrichenen Bank vor der Tür. Das verstehen wir Jungen nicht mehr, Vater. Ich werde auch für dich sorgen, wenn du wieder zu Hause bist." So fuhr der alte Niecken zurück. Er küßte das Baby, er umarmte den Jungen, den er nicht wiedersehen würde; und Mary, dessen Frau, sagte mit einem Shakehand: „Good bye, Pa!" — —

Als die Bimmelbahn hielt, kletterte er aus dem Wagen und ging gleich zum Notar, um sich die Schlüssel zu holen. „Ah, Sie sind wieder da, Vater Niecken!" sagte der. „Ja, ja, wir Alten können die Heimat nicht leicht vergessen, auch nicht, wenn es anderswo money regnet! Wollen Sie einen Schirm für mich ausbessern, Vater Niecken?"

Nun steht er wieder in der alten Werkstatt — noch zwei, drei Wochen, dann werden die Knospen des Flieders aufspringen und sich blau und weiß im Winde wiegen.

Ein Hochstapler, der die ganze Welt unsicher machte.

Die Taten des „Barons von Veltheim“.

Aus Pretoria in Südafrika kommt die Nachricht, daß Karl Ludwig Baron von Veltheim verhaftet worden ist und seiner Aburteilung entgegensieht. Unter diesem Baron von Veltheim hat man einen gewissenlosen und berüchtigten Hochstapler zu suchen, der sein Unwesen in Deutschland trieb, in England, in Italien und in Afrika, auch in Australien. Baron von Veltheim heißt in Wirklichkeit Kurtze und er ist in Harhausen bei Braunschweig geboren. Als Schulknabe schon wurde er zum Verbrecher; er stahl die goldene Uhr seines Vaters, verkaufte sie und ging mit dem erlösten Geld durch. Er wurde aufgegriffen und kam in eine strenge Schule in Blankenburg. Dort schoß er sich eine Kugel ins Gesicht, die ihn zeitlebens verunstaltete; dann floh er und ließ sich als Schiffsmatrose anheuern. Man hörte jahrelang nichts von ihm; erst 1886 tauchte er auf, in Australien; er hatte sich inzwischen in einen Baron von Veltheim verwandelt. Er vagabundierte dann in der ganzen Welt umher und verübte Hochstapeleien und betrog, wo immer es anging. In Transvaal trat er in den Dienst der Kappolizei und er benutzte seine Stellung zu ausgiebigen Schwindelmanövern; in Santa Marta trat er als Konsul der Vereinigten Staaten in Erscheinung, und überall glaubte man den gewandten Manieren und den Redekünsten des Schwindlers und überall fiel man auf ihn herein. Es machte nichts aus, daß sein Gesicht verstümmelt war; er wirkte auf die Frauen wie er wollte und heiratete immer wieder aufs neue; er plünderte seine jeweiligen Frauen aus und dann ließ er sie sitzen; er kümmerte sich nicht im mindesten darum, daß er Bigamie trieb; das machte bei seinen übrigen Streichen weiter nichts mehr aus.

Einmal, im Jahre 1896, wurde ihm vor seiner eigenen Kurage bange. Er wußte, daß man ihm auf der Spur war und er verübte einen genialen Streich. Er lebte damals in London und er war gerade wieder einmal verheiratet. Er inszenierte einen Selbstmord, und er inszenierte ihn so geschickt, daß man an seinem Tode nicht zweifelte. Man fischte eine Leiche aus der Themse, die von der damaligen Gattin Veltheims für die ihres Mannes erklärt wurde. Man bedauerte, daß sich der Verbrecher der irdischen Gerechtigkeit entzogen hatte, und man schloß die Akten über den Selbstmörder. Indes, schon 1898, tauchte der Totgeglaubte in Südafrika wieder auf. Er hatte dort ein Geschäft gegründet, zusammen mit einem englischen Kaufmann Wolf Joel; er hatte Meinungsverschiedenheiten mit seinem Kompagnon, und er schoß ihn kurzerhand nieder. Man machte ihm den Prozeß, und Baron Veltheim konnte den Beweis erbringen, seinen Widersacher in Notwehr erschossen zu haben; er wurde freigesprochen und des Landes verwiesen. Bis zum Jahre 1908 trieb er sein Unwesen in England, in Italien, in Südafrika; man wußte, daß er betrog und daß er alle Leute um ihr Geld brachte, die mit ihm zu tun hatten. Aber man konnte ihn nicht fassen. Nach wie vor gingen ihm die Frauen ins Netz, und er raubte sie aus, solange ein Penny von ihnen zu holen war; erst dann warf er sie weg. Erst 1908 gelang es, ihn in London bei einem großangelegten Schwindel abzufassen. Er war gerade dabei, von einem Londoner Geschäftsmann 16 000 Pfund Sterling zu erpressen: man erwischte ihn „in flagranti“ und man verurteilte ihn zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit. Mitten im Weltkriege, zu Beginn des Jahres 1918, wurde die Strafe als verbüßt erklärt, wegen guter Führung des Gefangenen. Veltheim-Kurtze wurde entlassen und als feindlicher Ausländer interniert. Im Jahre 1919 wurde er freigelassen; er vagabundierte in Deutschland und Südafrika herum, er konnte nicht mehr ehrlich arbeiten und er wurde in Deutschland wegen verschiedener Betrugsmanöver zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach seiner Entlassung war ihm der Boden in Deutschland zu heiß geworden; er wollte sein Glück wieder in Transvaal versuchen. Aber dieses Glück hatte ihn verlassen. Man war auch dort vor ihm auf der Hut und man hat ihn jetzt verhaftet; er wird sich wegen vieler Betrugsfälle in Pretoria zu verantworten haben.

St. F.



Bunte Chronik



* **Elisabeth erbt einen Heller.** Elisabeth Antos war schon lange vor dem Kriege ein Waisenkind, für dessen Zukunft einige Verwandte auf die landesübliche Weise sorgen wollten, indem sie in mehreren Raten etwa tausend Friedenskronen in der Kasse des Vormundschaftsgerichts in Oroshaza (Ungarn) einzahlten. Das bescheidene Vermögen der kleinen Elisabeth gedieh dank der im Laufe der Jahre hinzu kommenden Zinsen und Zinseszinsen. Da kam der Krieg. Anschließend die Inflation. Und zu guterletzt die Stabilisierung, wobei aus der ungarischen Friedenskrone der Nachkriegspengö geworden ist. Allerdings blieb der Friedensheller in alter Güte und ungefähr im alten Werte bestehen. Elisabeth die Naive war der Meinung, daß auch ihr Vermögen wie zuvor bestand, und forderte es eines Tages von der zuständigen Behörde an. Schon wenige Tage darauf kam ein uniformierter Beamter zu Elisabeth und überreichte ihr die amtliche Antwort auf ihr Schreiben, in dem wörtlich zu lesen stand: „Ihre Erbschaft in Höhe von einem Heller wird bereits seit 1922 in der Rubrik „Nicht abgehobene Guthaben“ unseres Hauptbuches geführt. Der Abhebung des Betrages steht nichts im Wege.“ Die enttäuschte Erbin brach in Tränen aus, fügte sich aber in ihr Schicksal und bedauerte nur eines: daß sie nämlich für die Aushändigung des geradezu klassischen Bescheides eine Gebühr in Höhe von — zweiundzwanzig Heller bezahlen mußte.

*

* **Chinesische Lackarbeiten.** Die chinesischen Lackarbeiten, und vor allem die Kunst der Lackschnitzereien, reichen bis in die verflossenen Jahrhunderte zurück. In den Sammlungen dieser Art gibt es Stücke, die sich bis auf das zehnte Jahrhundert zurückführen lassen. Ein wirklicher Aufschwung dieser Kunst setzte aber erst unter dem Kaiser Chien-Lung ein, welcher die Vervollkommnung der Lackschnitzerei durch großzügige Bestellungen unterstützte. Lackarbeiten und Lackschnitzereien sind auf die Verhältnisse des Orients zugeschnitten. Dem Westländer fehlt die Geduld, alle ein bis zwei Jahre den für die Lackschnitzerei bestimmten Holzteil immer wieder mit einer neuen Lackschicht zu überziehen und so Schicht auf Schicht zu legen, bis die Auflage so dicht geworden ist, daß das Stück dem Schnitzer zur weiteren Bearbeitung übergeben werden kann. Die Schnitzerei ist äußerst schwierig. Vor allem muß der Künstler genau wissen, wie dick die Auflage ist, damit er danach die Tiefe seiner Einschnitte bemessen kann. Die Arbeit selbst ist bei der großen Härte der Lackschicht überaus mühevoll. Die Taoistischen Embleme, die bei der Anrufung der Götter eine so große Rolle spielen, werden in der Darstellung bevorzugt, man findet daher vor allem Fische, Elefanten, Drachen, mystische Zeichen sowie Wiedergaben von Blattdarstellungen auf diesen Schnitzstücken vertreten. Der Grundton der Lackarbeiten ist neben Schwarz auch Marineblau und Grün, als besonders schwierig gilt aber die Herstellung des korallenroten Lackes. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die erste Verwendung des Lacküberzuges nicht künstlerischen, sondern praktischen Zwecken diente und daß Gefäße, Schüsseln und Teller mit Lack überzogen wurden, um diese widerstandsfähiger zu machen. Als man dann später dazu überging, diese praktischen Dinge mit Ornamenten zu versehen, war die Geburtsstunde der Lackschnitzerei-Kunst herangekommen.

*

* **Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze“.** Das Grab Friedrich Mitterwurzers auf dem Grinzinger Friedhof in Wien befindet sich in gänzlich verwahrlostem Zustande. Der österreichische Bühnenverein hat sich an eine Reihe von Stellen gewandt, mit der Bitte, das Grab herrichten zu lassen. Da alle Bemühungen des Bühnenvereins vergeblich waren, wendet er sich nun in einem Aufruf an die Öffentlichkeit, für Instandsetzung des Grabes etwas zu tun.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.